

*Für eine düstere Tante*

(Selbstauskunft)

*Denn wer könnte mehr aus dem Nachdenken  
über sich selbst gewinnen als die Erkenntnis:  
Es ist nicht gut für mich, weiter nachzudenken.*

Norman Mailer, *Der Hirschpark*

-----**Prolog**

Rudolf wacht an jenem Morgen auf mit einem Gefühl wie nach der weihnachtlichen Bescherung, wenn die Geschenke noch neu sind: Die Welt liegt mir zu Füßen. Die Sonne strahlt an diesem Samstagmorgen in Rudolfs Zimmer.

Was für ein schöner Tag, denkt sich Rudolf und reckt sich im Bett. Wenn das nicht ein Zeichen ist. Am Vortag hatte ihm sein sonst so knauseriger Vater ein wunderschönes Fahrrad gekauft. Ein Brennabor mit Torpedo-Freilauf, Azetylenlampe und Fahrradständer. Es war die Anerkennung für die Aufnahmeprüfung am Carola-Gymnasium, die Rudolf bestanden hatte. Damit würde er nach Ostern direkt in die Sekunda eingestuft und hatte ein halbes Jahr gewonnen. Rudolf hatte sich das schnittige Fahrrad so sehr gewünscht.

Jetzt hat er Hummeln im Hintern. Er will nicht bis nach dem Frühstück mit den Eltern warten. Die würden noch lange schlafen nach der „Abfütterung“ gestern. So nannte sein Vater die Abendgesellschaften, zu denen er von der Mutter in schöner Regelmäßigkeit gedrängt wurde. Langweilig war das. Kammergerichtsrat Kramm hatte wieder nur vom Tirpitzschen Flottenverein erzählt. Immer die gleichen Themen.

Rudolf verdrängt die Gedanken an die Festgesellschaft. Er schmeißt die Bettdecke von sich und federt aus dem Bett. Rasch zieht sich der Pennäler an und schleicht auf Zehenspitzen aus seinem Zimmer über das Parkett in den Flur, wo das Parfüm seiner Mutter noch schwach in der Luft hängt. Er tapst vorbei am Schlafzimmer der Eltern bis zum Sekretär seines Vaters. Dort zieht er die mittlere Schublade auf und greift sich den Stadtplan. Er kennt sich noch nicht sonderlich gut aus in Leipzig, obwohl sein Vater mit ihm und seinem Bruder schon die Querstraßen der Zeitzer geübt hat. Aber wohnt Onkel Alfons nicht irgendwo in der Vorstadt? Irgendwo am Waldrand? Vergnügt suchen Rudolfs Augen den Stadtplan ab. Leutzsch, da war es! Das ließ sich doch machen. Immer an der Pleiße lang. Rudolf schmiert sich in der Küche zwei Brote mit Leberwurst, schneidet sie in der Mitte auseinander und klappt sie zusammen.

Fünf Minuten später schon steht Rudolf vor dem Wohnhaus. Seine Eltern schlafen immer noch. Er hat sein Fahrrad aus dem Keller geholt und schiebt es noch ein Stück, so als könnte er Krach machen und die Eltern wecken, wenn er gleich losradeln würde. Rudolf schaut stolz in die umliegenden Fenster, ob ihn jemand von den Nachbarn sieht mit seinem tollen Fahrrad. Aber es ist noch alles still in der Schenkendorfstraße zu Leipzig am 17. April 1909.

Rudolf radelt entspannt in Richtung Westen, obwohl er schneller könnte. Er genießt die noch kühle Frühlingsluft und das Zwitschern der Vögel. Er meidet die großen Straßen, bleibt lieber auf Parkwegen. So ist er näher dran an der Natur. Zweimal hält er an. Die Bremsen funktionieren sehr

gut! Er zieht den Stadtplan aus seinem Hosenbund und orientiert sich. Die zweite Unterbrechung nutzt Rudolf, um auf einer Parkbank seine Brote zu essen. Er kaut bedächtig, lehnt sich zurück und mustert sein Fahrrad, das er behutsam an die Bank gelehnt hat. Vergnügt denkt er daran, welches Gesicht sein Vater machte, als er sich ein Fahrrad gewünscht hatte. Wie überrascht der Vater war, als er Rudolf fragte, ob er denn überhaupt Fahrrad fahren könne, und er ja gesagt hatte.

Rudolf beugt sich vor und streicht über den Sattel. Wie glatt der ist! Neue Freunde hat er in Leipzig noch nicht gefunden, aber mit diesem Fahrrad dürfte das doch kein Problem sein!

Eine halbe Stunde später klingelt Rudolf bei seinem Onkel Alfons an der Tür und schaut auf die Uhr. Es ist kurz vor acht. Onkel Alfons wirkt nicht wirklich begeistert, so früh am Morgen Besuch von seinem Neffen zu bekommen. Er muß sich erst an die jetzt in der Stadt lebende Verwandtschaft gewöhnen.

„Was machst du denn hier?“, fragt er erschrocken. „Weiß Deine Mutter, daß du hier bist?“

„Nein, ich habe mich rausgestohlen, um mein neues Fahrrad einzuweihen“, antwortet Rudolf und zeigt in Richtung der Birke, an die er sein schwarzes Rad angelehnt hat.

„Donnerwetter, ein schicker Drahtesel.“

Dann stutzt der Onkel.

„Du hast doch nicht Geburtstag gehabt?“

„Aber nein, Onkel Alfons, ich habe doch im Juli Geburtstag. Das ist für meine bestandene Aufnahmeprüfung am Carola-Gymnasium.“

„Ach so, na da war der Herr Papa aber großzügig.“

Sieht ihm gar nicht ähnlich, denkt der Onkel über seinen Schwager.

Onkel und Neffe stehen immer noch unter dem kleinen Vordach vor der Haustür. Alfons brummt ein wenig der Schädel. Am Vortag waren die Tarifverhandlungen im Baugewerbe gescheitert, und bei der Klärung der Frage, was nun zu tun sei, hatte Polier Alfons mit seinen Kollegen doch das ein oder andere geistige Getränk zu viel erwischt. Alfons hat nun wirklich keine große Lust, den kleinen Sohn seiner Schwester zu unterhalten, aber ihn einfach zurückzuschicken, bringt er auch nicht übers Herz.

„Na komm, wir gehen mal in den Garten eine rauchen“, brummt er. „Du hast doch schon mal geraucht?“, fragt Alfons, während sie um das Haus gehen.

„Na klar“, lügt Rudolf, hustet dann aber mächtig, als er auf der Bank hinter dem Haus seinen ersten Zug tut.

„Wie alt bist du jetzt?“, fragt Alfons seinen Neffen.

„Fünfzehneinhalb, eigentlich schon fünfzehndreiviertel.“

„Und weißt du schon, was du mal machen willst?“

Rudolf zuckt die schmalen Schultern. „Ich lese gerne.“

Alfons lacht. „Na, vom Lesen wirst du niemanden ernähren können.“

„Und ich bin gerne in der Natur.“

Alfons nickt und zeigt seine schwieligen grauen Hände vor. „Schau nur zu, daß du dein Geld nicht mit den Händen verdienen mußt, so wie ich.“

Rudolf nickt, sagt aber nichts dazu. Ihm ist schlecht. „Na, ich muß mal wieder rein, und du radelst besser zurück, deine Mutter macht sich bestimmt schon Sorgen.“

Rudolf nickt nur. Ihm ist es ganz recht, hier wegzukommen. Er schüttelt seinem Onkel noch die große schwielige Hand, dann schiebt er sein Fahrrad aus der Hofeinfahrt raus. Er dreht sich um, ob Onkel Alfons ihm noch hinterher schaut, aber der ist schon verschwunden. Rudolf beugt sich über sein Fahrrad und speit seinen Mageninhalt in die Wiese. Zigaretten sind wohl nichts für ihn.

Nur kurz ist Rudolf noch benommen und klammert sich an sein Fahrrad, dann steigt er auf und radelt zurück. Ihm geht es schon wieder besser. Auf nach Hause, denkt er sich. Er will unbedingt wissen, wie es in Oscar Wildes *Dorian Gray* weiter geht. Diesmal will er Asphaltstraßen nehmen. Er muß jetzt auch nicht mehr in den Stadtplan schauen und kann richtig Tempo machen. Nach zehn Minuten hat er sich tüchtig warmgestrampelt. Die Sonne scheint Rudolf ins Gesicht und er beugt sich nach vorne, um auf dem glatten Asphalt noch kräftiger in die Pedale treten zu können. Er fliegt förmlich dahin. Auch die Kurven kann er jetzt schon richtig schnittig nehmen. Ob er Fahrrad fahren könne, hat der Vater gefragt. Richtig sportlich bin ich, denkt Rudolf noch. Als er um die nächste Kurve schießt, scheint ihm die Sonne nicht mehr ins Gesicht. Direkt vor ihm türmen sich zwei mächtige Brauereigäule auf, das schwer beladene Fuhrwerk des Metzgers aus der Fregestraße hat Rudolf nicht sehen können. Jetzt sieht er nur noch eine gewaltige braune Brust und hört kurz darauf das Krachen seines Kiefers. Dann verliert er das Bewußtsein.

Neun Wochen liegt Rudolf im Krankenhaus. Er hat eine schwere Gehirnerschütterung, einen gebrochenen Kiefer, einen gebrochenen Fuß und schwere innere Verletzungen.

Sein Magen ist unter dem Gewicht des Wagenrads, das ihn überrollte, geplatzt. Nur gut, daß der Magen leer war. Die Zigarette hat ihm das Leben gerettet, auch wenn die Ärzte zunächst davon ausgingen, daß er die erste Nacht nicht überleben würde.

Er überlebt, aber das Leben nach dem Unfall ist beschwerlich. Fünf Monate kann Rudolf nicht zur Schule gehen und muß dann in der Obertertia einsteigen. Statt einem gewonnenen halben Jahr verliert er ein ganzes Schuljahr. All die Privatstunden in Berlin waren vergebens. Er hat oft Kopfschmerzen und Schwindelanfälle. Er hinkt.

„Er hat so einen starren Blick bekommen“, klagt die Mutter mitunter dem Vater.

In der Schule hänseln ihn die Mitschüler. Freunde findet er in seiner Klasse keine. Er ist bleiches Krankengemüse. Rudolf ist jetzt häufiger verschlossen und grüblerisch. Wieso, hadert er, immer ich, lieber Gott?

In der Isolation denkt Rudolf oft darüber nach, wie sein Leben ohne den Unfall verlaufen wäre. Vielleicht hätte ich in der anderen Klasse Freunde gefunden? Und ich wollte doch den Tanzkurs besuchen, ein Mädchen kennenlernen. Aber das geht ja nicht mit dem Klumpfuß. Wie will man denn ein Mädchen kennenlernen, wenn man nicht tanzen kann?

Vielleicht, denkt er, vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn ich tanzen könnte.

## -----*Die Gründung*

Dem Mann im grauen Anzug taten die Füße weh. Die ganze Strecke durch die Stadt zu laufen, war eine eher mittelprächtige Idee gewesen. Er hätte sich von den Russen fahren lassen sollen. Becher hätte das sicher hingekriegt. Vor ein paar Tagen war mal wieder die S-Bahn gefahren. Die Menschen hatten mit feierlichen Gesichtern in den Wagen gesessen und waren durch die Trümmerlandschaft gerattert. Doch schon am nächsten Tag stand die S-Bahn wieder. Wahrscheinlich hatten die Russen eine Weiche abmontiert. Oder eine der zusammengebombten Brücken tat es nicht mehr.

Der Mann im grauen Anzug nahm seinen Hut vom schweißnassen Kopf und fächelte sich Luft zu. Diese Hitze. So heiß hatte er Berlin noch nie erlebt. Und dazu dieser süßliche Gestank der Verwesung, der überall in der Luft hing. Am schlimmsten war es gestern am Potsdamer Platz gewesen. Dort lagen noch aufgequollene Leichen in den von der SS gefluteten U-Bahn-Schächten. Den Anblick würde er lange nicht vergessen. Eine der Leichen hatte sich an einem Eisenträger verfangen. Diese weiße speckige Haut. Der Körper von Ratten angenagt, der Bauch absurd aufgebläht wie ein Ballon. Dieser Körper hatte so gar nichts Menschliches mehr gehabt. Dem Mann im grauen Anzug lief trotz der Hitze ein Schauer über den Rücken. Wieviel Grauen und Leid mußte dieser Krieg über die Menschheit gebracht haben? Ein Krieg, von dem er kaum etwas mitbekommen hatte.

Er mußte an die Wasserleichenpoesie vor dem Ersten Weltkrieg denken. Genüßlich hatten die Dichter die Vergänglich-

keit des menschlichen Körpers ausgeweitet. Wie hieß es in Georg Trakls Ophelia? *Im Haar ein Nest von Wasserratten und die beringten Hände auf der Flut ...* Mit dieser gruseligen Poesie war es jetzt vorbei, dafür war die Wirklichkeit viel zu schlimm. Der Mann im grauen Anzug zuckte unbewußt die Schultern, er hatte dieser Art von Lyrik schon damals nicht viel abgewinnen können. Er schlug sich in den Nacken, daß es patschte. Diese Fliegen! Diese verfluchten Fliegen! Der Mann im grauen Anzug schlug mit der Hand nach einem besonders dreisten Exemplar, das um sein verschwitztes Gesicht summte. Eine junge Frau, die ihm entgegenkam, versuchte sich an einem Lächeln. Der Mann im grauen Anzug nahm sie gar nicht wahr. Er blieb kurz stehen, legte den Kopf in den Nacken und starrte in den unbefleckten Himmel. Er stöhnte leise auf. Hitze, Fliegen, Verwesung, Trümmer. Berlin war ein Dschungel, ein Trümmerdschungel. Ja, genau, ein Trümmerdschungel. Der Mann im grauen Anzug ging weiter und wisperte das Wort vor sich her. *Trümmerdschungel, Trümmerdschungel, Trümmerdschungel.*

Er blickte die Straße runter. *Trümmerdschungel.* Hier waren allerdings deutlich mehr Menschen unterwegs als im Dschungel. Menschen mit Bollerwagen, Menschen mit Viehwagen, Menschen auf wackeligen Fahrrädern, Menschen in Soldatenuniform mit gesenkten Häuptern, Menschen auf Trümmerbergen die Ketten bildeten, Menschen die in den Trümmern zwischen Panzerwracks, den Häuserruinen, Pferdekadavern und herumliegenden Stahlhelmen nach etwas Brauchbarem suchten. Menschen, die ihre Angehörigen suchten. Menschen die eine Bleibe suchten. Menschen, die

teilnahmslos vor sich hin trotteten, scheinbar ohne Ziel. Menschen, die ihre toten Angehörigen auf einem Bollerwagen durch die Gegend zogen, weil es keine intakten Kühlhäuser gab und weil die Bestatter mit der Arbeit nicht hinterherkamen. So viele suchende und umherirrende Menschen. Am Lützowufer hatte er sogar an einer Behelfsbrücke anstehen müssen, um über den Landwehrkanal zu gelangen.

An einer Straßenecke standen jetzt ein paar russische Soldaten vor einem Armeefahrzeug und musterten ihn skeptisch. Männer in seinem Alter, die unverwundet waren, erregten Argwohn. Unverdächtig waren hier nur Frauen, Kinder, Greise und Männer auf Stümpfen. Der Mann im grauen Anzug tastete nach seinen Papieren, die in der Innentasche steckten. Das ganze Hemd war durchgeschwitzt. Einer der Soldaten sagte etwas zu den anderen und warf seine Zigarette in den Straßenstaub, die anderen lachten. Der Mann im grauen Anzug erfüllte seine Papiere und schritt erleichtert weiter.

An einer großen Kreuzung stand zur Rechten ein Schild in russischer Sprache. *Gelände von Minen befreit* stand darauf. Durch die Trümmerhügel dahinter führte ein schmaler Trampelpfad. Das war schon komisch, dachte sich der Mann im grauen Anzug. Da hockte man zehn Jahre in Moskau im Exil und dann kam man zurück und in Berlin standen überall Anweisungen und Hinweise auf Russisch.

Der Mann im grauen Anzug hielt an und schaute unter seine Schuhe. Seine Füße fühlten sich an, als seien die Sohlen seiner dünnen Schuhe durchgelaufen. Doch noch waren keine Löcher zu sehen. Dafür waren die Schuhe und seine Hosenbeine komplett mit Staub überzogen. Vor ihm am Stra-

ßenrand saß ein Knirps mit einer blauen Schiebermütze im Schutt. Mit einem kleinen Hammer versuchte er, den Mörtel von einem Dachziegel zu schlagen. *Was für eine Kindheit*, dachte der Mann im grauen Anzug beklommen. Er wollte dem Kleinen irgendetwas Aufmunterndes sagen. Der schaute mit seinem staubigen Gesicht auf, erst erschrocken, dann zornig. „Das ist mein Hammer“, stieß er aus. Ein paar Frauen schauten unter ihren Kopftüchern herüber. Der Mann im grauen Anzug erschrak, nickte kurz, ging stumm weiter.

Wo war er überhaupt? Diese Schuttberge sahen alle gleich aus. Der Mann im grauen Anzug sah ein Straßenschild am Boden liegen. Er wischte mit seinem rechten Schuh über den Staub, um den Straßennamen entziffern zu können. *Attilastraße* stand auf dem Schild. Der Mann im grauen Anzug grunzte. Wie kam dieses Schild hierher? In der Attilastraße war er ganz sicher nicht, so gut kannte er sich noch aus. Er ging weiter und ein paar Augenblicke später wußte er, wo er war. Der graue Anzug zuckte richtig zusammen, als er den verkohlten Stumpf der Gedächtniskirche zu seiner Linken erkannte. Dann stutzte er und schaute sich um. Wenn das hier der Auguste-Viktoria-Platz war, mußte er doch das Romanische Café erkennen. Doch er sah nur Schuttberge. Dem Mann im grauen Anzug zog sich das Herz zusammen. Hier im Zentrum von Berlin war es besonders schlimm mit der Zerstörung. Ob es in Darmstadt genauso aussah? Der Mann im grauen Anzug ging rasch weiter, nach dem legendären Café zu forschen, hatte er keine Zeit, er war ohnehin schon spät dran, würde wahrscheinlich zu spät kommen an diesem großen Tag, zu diesem großen Ereignis. Becher würde schimpfen.

Kurz darauf erkannte er den Bunker am Zoo. Die Miene des Mannes im grauen Anzug hellte sich auf. Die Gegend war ihm bekannt, auch wenn hier jetzt ein Trümmerendlager eingerichtet worden war, das ihm irgendwie unwirklich erschien. Diese riesig aufgehäuften Schuttberge.

Jetzt ging er durch die Kantstraße. Hier hatte er Anfang der 30er Jahre eine Zeit lang gewohnt, bevor er nach Moskau emigriert war. Was er jetzt sah, ließ ihn innerlich zusammenschrecken. Keine Menschenseele konnte hier mehr leben. Ruine an Ruine ragte in den blauen Himmel. Trümmerskelette rechts und links der Straße. Vereinzelt stehende Fassaden reckten sich wie mahnende Zeigefinger empor. Die zerbombten Häuserreihen der Kantstraße sahen aus wie verblühtes Gestrüpp. Ob er sein Wohnhaus von damals noch wiederfinden würde?

Ihm wankte ein alter Mann entgegen. Er zog einen riesigen Leiterwagen hinter sich her, der offensichtlich viel zu schwer für ihn war. Der alte Mann hing fast waagrecht in der Luft, die Arme weit nach hinten gezogen. Der Greis registrierte den Mann im grauen Anzug gar nicht, als er ihn passierte. Auf der Ladefläche lag eine Leiche. Sie war mit einer Wolldecke und Tüchern abgedeckt, nur ein nackter Fuß schaute heraus. Der Mann im grauen Anzug drehte sich um und blickte dem Fuß hinterher, der unrhythmisch wippte. Die Zehen zeigten nach unten. Das bedeutete, die Leiche mußte auf dem Bauch liegen. Wer legt denn einen Toten auf den Bauch?, fragte sich der Mann im grauen Anzug. Es lag wohl daran, daß der Greis seine Habseligkeiten noch darüber gestapelt hatte. Er sah dem schwankenden Alten und dem Wagen hinterher, startete

auf die Spuren der Räder im Staub. Die Szene war gespenstisch. Und da beschwerte ich mich über diesen kleinen Fußmarsch, dachte der in Grau beschämt.

Sein früheres Wohnhaus konnte der Mann im grauen Anzug nicht finden. Es war aussichtslos. Die Seitenstraßen boten keine Orientierung, sie waren teilweise verschüttet, teilweise war der Straßenverlauf kaum noch auszumachen. Trotzdem starrte er auf die Trümmerskelette auf der rechten Seite, wo sein Wohnhaus noch vor ein paar Jahren gestanden haben mußte. Der Mann im grauen Anzug mußte an die kesse Brünette denken, die oft abends im zweiten Stock aus dem Fenster geschaut hatte, wenn er aus der Redaktion gekommen war. Ihre langen Haare hatte sie mit einem fliederfarbenen Band verknotet und auf ihren schmalen Schultern abgelegt. Ihren Blick hatte er nie richtig deuten können. Einmal hatte er so lange zu ihr hochgeschaut, daß er fast gegen die Haustür geprallt war. Wo war das Haus, wo war die Brünette jetzt?

An vielen Ruinenwänden standen Kreidebotschaften. *Wo seid ihr? Sind bei Oma* oder *Wir leben noch, Hermann*. Oft schaute der Mann im Grauen Anzug in Räume, in denen noch völlig unversehrte Möbel standen. Wie leere Theaterbühnen wirkten die Zimmer ohne die Fassaden und ohne die Bewohner. Welches Elend über die Stadt gekommen war, dachte der Mann im grauen Anzug.

Zwei Wochen zuvor war er mit einer sowjetischen Militärmaschine aus Moskau gekommen und in Tempelhof gelandet. Als sie über Berlin flogen, sahen die Häuser aus wie offene Schachteln. Aber hier unten war der Anblick noch schlimmer, nicht so unwirklich aber doch auch gespenstisch.

Neuerdings fuhr hier in der Kantstraße eine Trümmerbahn, aber heute war Sonntag. Schöner Sonntag, dachte der Mann im grauen Anzug und versank in Gedanken, an das, was ihm gleich bevorstand.

Unweit der Masurenallee blieb er stehen. Es gab kaum mehr Grün in der Stadt. Der Tiergarten war abgeholzt, Rasenflächen und Bäume verbrannt. Doch hier, mitten in Charlottenburg sprossen aus verkohlten Baumstümpfen grüne Triebe. Der Mann im grauen Anzug lächelte trotz seiner brennenden Füße. Dann sah er endlich das Haus des Rundfunks.

Der Große Sendesaal des Berliner Rundfunks war brechend voll. Die Luft war stickig. Nicht daran zu denken, noch einen Platz in einer der vorderen Reihen zu bekommen. Immerhin, Becher würde seine Verspätung gar nicht bemerkt haben bei diesem Auflauf hier. Und die Versammlung war bereits in vollem Gange. Am Rednerpult auf der Bühne stand Kellermann. Trotz der Hitze trug er eine Weste unter seiner Anzugjacke. Eine Strähne seines weißen Haares fiel ihm in die Stirn, während er sich über das Pult beugte. „... Härten sind in jeder Revolution unvermeidlich, das wissen wir. Aber hüten wir uns davor, die Methode der Rücksichtslosigkeit anzuwenden, die wir an den Nazis so tief verabscheuten. Gerechtigkeit, Billigkeit und Nachsicht sollen uns bei all unseren Schritten leiten; es sind demokratische Tugenden.“ Heftiger Applaus.

Der Mann im grauen Anzug hatte sich bis ins vordere Drittel des Saals vorgeschoben und stand nun seitlich im Gang. Dringender noch als einen Sitzplatz, brauchte er etwas zu trinken.

„Willmann, wie siehst du denn aus?“, begrüßte ihn jetzt ein untersetzter Mann in knitttigem Zweireiher viel zu laut. Ein

paar Leuten drehten die Köpfe und zischten. Kurtz, der hat mir gerade noch gefehlt, dachte sich der verschwitzte Willmann und winkte ab. „Später“, stieß er nur hervor und entfernte sich wieder ein paar Reihen nach hinten, um vor Kurtz sicher zu sein. „Wohlan, vieles ist verloren, aber die Ehre kann wiedergewonnen werden“, hörte er nun wieder Kellermann. Willmann pustete durch und musterte das Gesicht des Mannes, der den ersten deutschen Erfolgsroman des 20. Jahrhunderts geschrieben hatte. Willmann war immer etwas neidisch auf erfolgreiche Schriftsteller. Er selbst hatte sich mehrmals recht dürftig an diversen Romanen versucht, dann aber eingesehen, daß er dafür kein Talent besaß. Seitdem versuchte er in einem Anflug von Selbstironie, aus der Physiognomie eines Schriftstellers dessen Erfolgsrezept zu ergründen, wohlweisend, daß dies völliger Unsinn war. Willmann fixierte noch immer Kellermanns Antlitz, so als könne er ihm dadurch hinter die Stirn schauen. Er mußte daran denken, was Becher über Kellermann erzählt hatte. Sie hatten ihn vor ein paar Wochen in Werder aufgetrieben. Kellermann hatte sich die Idee mit dem Kulturbund angehört, kurz geschwiegen und dann ohne Pathos erklärt: „Also gut, versuchen wir es noch einmal mit dem deutschen Volk, vielleicht hat es die Lektion verstanden.“

Im Saal selbst gab es keinen Ausschank, Willmann mußte also nochmal nach draußen. Er drängelte sich wieder nach hinten und verließ den Sendesaal, ging die Treppe runter und suchte nach der Bewirtung. Willmann irrte eine Weile durch die Gänge. Von oben Applaus. Er fand eine kleine Küche, in der Kannen mit Tee standen. Der Tee war kalt, aber das war Will-

mann gerade recht. Er trank gierig und kam langsam zur Ruhe. Erst jetzt fiel ihm wieder auf, daß seine Hosenbeine bis zu den Knien eingestaubt waren. Er klopfte sie so gut es ging ab. Dann wischte er über die Schuhe drüber und wusch seine Hände am Spülstein. Wenigstens Wasser gab es schon fast überall wieder. In den ersten Wochen nach dem Krieg mußten die Menschen noch stundenlang am Brunnen für Wasser anstehen.

Als abermals lange anhaltender Applaus zu hören war und die Kapelle einsetzte, ging Willmann wieder nach oben. Nun stand Becher auf dem Podium. Er ließ den Blick über die vielen Hundert Köpfe schweifen. Hier saß die kulturelle Zukunft Deutschlands, dachte Becher ergriffen. Schriftsteller, Journalisten, Künstler, Ingenieure, Theater- und Filmschaffende, Lehrer, Ärzte, ehemalige Häftlinge der faschistischen Konzentrationslager, antifaschistische Emigranten, Teilnehmer am inneren Widerstand, Kommunisten und christliche Demokraten, Liberale und Parteilose, Geistliche, die im Widerstandskampf gegen den Nationalsozialismus gestanden hatten, überzeugte Atheisten. Hier trafen sich heute Menschen, die, einst von Hitler verbannt, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit heimgekehrt waren. Menschen, die jahrelang im Konzentrationslager verbracht hatten. Menschen, die der heimlichen Opposition angehört hatten und sich nur durch irgendwelche Zufälligkeiten vor der Hinrichtung hatten retten können. Hier saßen aber auch Menschen, die lange Zeit an Hitler geglaubt hatten und dies jetzt nicht verschwiegen.

Becher sammelte sich. „Nach zwölf Jahren Verbannung spreche ich das erste Mal wieder auf heimatlichem Boden zu deutschen Menschen“, begann er von seinem Redemanuskript

abzulesen. Seine Stimme klingt feierlich, fand Willmann. Im Großen Sendesaal war es mucksmäuschenstill.

„Sie werden es mir nachfühlen können, daß es mir schwer und bang ums Herz ist und daß ich tief erschüttert bin angesichts der ungeheuerlichen nationalen Katastrophe, deren Folge ich jetzt in unmittelbarer Nähe erlebe. Und sie werden verstehen, daß auch einem Dichter zunächst die Sprache und die Bildkraft und Wortgewalt fehlen, um die Totenstille von Millionen Gräbern, um das Schweigen der Trümmerlandschaft beredt zu machen. Denn jeder von uns fühlt, daß diese Totenstille, daß dieses Schweigen der Ruinen schreit – Rechenschaft fordert und Anklage erhebt. Nur auf Grund eines aufrichtigen Bekenntnisses unserer Mitschuld und Mitverantwortlichkeit kann es gelingen, uns aus dem Grab unserer Niederlage wieder zu erheben und als ein neues, freiheitliches deutsches Volk aufzuerstehen.“

Im Auditorium hob Applaus an, aber Becher sprach schon weiter. „Wir, die wir heute zur Gründung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung zusammengekommen sind, versprechen, die wiedergewonnene Freiheit des Geistes zur Tat werden zu lassen“, fuhr er fort. „Nachdem wir zwölf Jahre lang durch den Nazismus in unserer freien Entwicklung behindert waren, sind wir von dem einen Willen beseelt: diese Freiheit zu wahren und zu festigen. Das kann nur dann geschehen, wenn wir klar die Gründe erkennen, aus denen diese Tyrannei möglich wurde. Die Aufgabe der Philosophie und der Wissenschaft wird es sein, aufzuzeigen, daß die faschistischen Ideologien Wahnideen sind, die von verbrecherischen Landsknechten im Interesse einer kleinen Gruppe

von Volksfeinden zur Macht gebracht wurden. Und Aufgabe der Kunst wird es sein, an Stelle der Scheinwerte neue, echte Werte zu setzen.“

Spontaner Applaus hob an. Becher blickte kurz auf, er wirkt ein bißchen ungeduldig, dachte sich Willmann, der es diesmal vorgezogen hatte, im hinteren Teil des Saals zu verharren.

„Die Kunst ist die Sache der Menschheit, Ausdruck von Gefühlen, die nicht nur ein bestimmtes Volk, sondern alle Menschen beseelen. An der wahren Kunst wird der Chauvinismus zuschanden. Wenn uns wieder dieser alle Menschen einende Geist der Kunst und Wissenschaft beseelt, werden wir im Innersten gegen die faschistischen Wahnideen gefeit sein; wir würden sonst unsere bessere Erkenntnis und damit uns selbst verleugnen. In diesem Sinn haben Kunst und Wissenschaft eine hohe politische Mission zu erfüllen, denn wahre Politik ist wahre Menschenerziehung. Dem Kulturbund kommt demnach eine große erzieherische Aufgabe zu. Er wird aber nicht, wie es der Faschismus tat, den Menschen Ideologien aufzwingen, sondern darum bemüht sein, in allen den wahren Geist der Menschlichkeit wachzurufen und zu fördern. Praktisch wird das geschehen durch kulturelle Veranstaltungen aller Art, durch Konzerte, besondere Aufführungen und Dichterlesungen, durch Vorträge und Kulturfilme und nicht zuletzt durch eine Zeitung. Damit wird der Bund aktiv mitwirken an dem einen großen Ziel: der demokratischen Erneuerung unseres Volkes.“

Erneut gab es Applaus. Als Becher schließlich zum Ende seiner Rede kam, registrierte Willmann, wie im Saal beifällig getuschelt und genickt wurde.

„Wir befinden uns in einer hochdramatischen Situation, bei der die Jugend in vorderster Reihe steht, wenn wir zu einer Erziehung zur Freiheit, zu einer Neugeburt unseres Volkes, zu einer geistigen, geschichtlichen Neuschöpfung aufrufen. Alle Deutschen, die guten Willens sind, beschwören wir: Es werde Licht. Laßt endlich, endlich ein freiheitliches, wahrhaft demokratisches Deutschland auferstehen!“

Es gab lange anhaltenden Applaus, einige standen sogar auf. Viele schauten sich verwundert an. Wer war dieser Mann, der da so mitreißend gesprochen hatte?

Es sprachen noch der Anglist Dr. Schirmer, der Schauspieler Paul Wegener, Otto Bildschneider von der Evangelischen Kirche und Wolfgang Harich als Vertreter der Jugend. Aber im Mittelpunkt stand eindeutig die programmatische Rede Bechers. Er stahl Kellermann ein wenig die Schau, da seine Rede mahnender, fordernder und verheißungsvoller war. Es war eine Beschwörung der Vernunft. Der Schauspieler Kai Moeller verlas schließlich das Manifest des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Die Kundgebungsteilnehmer stimmten begeistert zu. Becher wurde mit großer Mehrheit zum Präsidenten des Kulturbundes gewählt.

Auch Willmann hatte kräftig applaudiert. Reden kann er ja, dachte er über seinen Chef. Willmann war jetzt sogar selbst ein bißchen in feierlicher Stimmung, auch wenn ihm der Magen knurrte. So war das wohl in dieser Zeit, dachte er. Den Kopf voller hehrer Ideen, der Magen leer. Wenigstens taten Willmann die Füße nicht mehr weh.

## ----- *Meraner Straße*

Die Blondine seufzte tief und ließ die Blätter auf ihre Brust sinken. So kann man doch keinen Text lernen. Was für ein Gepolter und Geschrei schon wieder da draußen. Sie wollte keinen Ärger mit den beiden haben, aber so langsam würde sie mal was sagen müssen. Wieso streiten die immer? Die Blondine überlegte. Hatten ihre Eltern sich auch so viel gestritten? Sie versuchte sich zu erinnern, doch ein markerschütternder Schrei ließ sie zusammenfahren. Also wirklich. Sie rappelte sich von ihrer Matratze auf, ging zur Tür, öffnete sie einen Spalt weit, lugte vorsichtig nach draußen. Genau in diesem Augenblick rannte die Frau wimmernd und mit weit aufgerissenen Augen den Flur runter, der Mann mit großem Messer und wuterfüllter Fratze hinter ihr her. Die Blondine schloß lautlos die Tür. Sie schaute sich im Zimmer um, sah nichts, womit sie die Tür verrammeln konnte. Sie schmiss sich auf die Matratze, zog die Knie unters Kinn. Das darf doch nicht wahr sein, dachte sie. Sie war doch nicht bei Schmargendorf dem Russen entkommen, um sich jetzt hier abstecken zu lassen, von diesem Irren. Sie überlegte, die Pappverkleidung von der Fensteröffnung zu reißen, um im Notfall nach Hilfe schreien zu können. Aber dann würde es noch kälter im Zimmer. Hatte er sie überhaupt wahrgenommen? Die Blondine horchte. Es war nichts mehr zu hören. War das ein gutes Zeichen oder ein schlechtes? Mußte sie zu Hilfe eilen? Die Blondine schloß die Augen, rührte sich nicht vom Fleck.

Der Krieg war vorbei, aber irgendwer wollte, daß sie keinen Frieden fand. Vor zwei Wochen hatte sich der Großvater

„Worauf willst du hinaus?“

„Ich will zurück zu Suse, nach Carwitz.“ Ditzen erschrak selbst, als er das hörte. An Carwitz hatte er noch gar nicht gedacht. Wieder Landleben und knorzige Bauern.

„Und du glaubst, sie nimmt dich noch?“

Ditzen war pikiert.

„Warum sollte sie mich nicht nehmen? Ich bin der Vater ihrer Kinder.“

„Du hast auf sie geschossen, schon vergessen?“

„Ich habe nicht auf sie geschossen, ich habe vor ihr ins Tischbein geschossen.“

„Ach so, na dann“, sagte Ulla gedehnt und voller Ironie, die Ditzen irritierte. Er mußte an die junge hübsche Krankenschwester im Westend denken. Wie hieß sie noch?

Ditzen schaute hilflos, das wollte Ulla nutzen: „Als du dich das letzte Mal mit ihr versöhnen wolltest, hast du dich stattdessen mit mir verlobt, weißt du noch?“ Ulla lächelte kokett.

Ditzen stand da wie ein Schuljunge an der Tafel, der nicht weiterweiß. Ulla hatte fast Mitleid.

„Also gut. Wenn Suse dich zurücknimmt, dann lasse ich dich gehen. Aber nur dann. Ich lasse dich nicht alleine, ich lasse dich nicht im Stich.“ Ulla grinste schief. Es sollte ein bißchen wehmütig rüberkommen.

Ditzen war jetzt doch gerührt. Kein Wehklagen, daß er sie im Stich lasse. Kein Gezeter über den Zeitpunkt, jetzt, wo sie schwanger war. Stattdessen dieses selbstlose Angebot. Ulla schien seine Schwäche zu spüren. Sie stand auf, trat vor ihn und begann ihn mit der linken Hand im Nacken zu krau-

len, was er so mochte. Die rechte Hand legte sie auf seinen Bauch. Ditzen zuckte zusammen.

„Wir gehören doch zusammen“, schnurrte sie. „Wir packen das.“

Jetzt, wo sie so nah vor ihm stand, fiel ihm erst auf, wie blass sie war. Ihre rosige Jugend ist vergänglich, dachte Ditzen bekümmert. Er schaute ihr in die Augen, in denen ein unbestimmtes Verlangen lag. Verhängnisvoll für ihn. Er mußte daran denken, wie sie sich kennengelernt hatten, damals im Mecklenburger Hof. Wie sie sich über die spießigen Kleinstädter lustig gemacht hatten und wie souverän sich Ulla unter all diesen Männern bei den Saufgelagen in den Gasthäusern bewegt hatte. Diese Frau war so unberechenbar. Sie konnte zärtlich sein, stürmisch oder auch kalt wie ein Eiszapfen. Diese Frau war einfach spannend. Das genaue Gegenteil von Suse.

Ullas rechte Hand war langsam tiefer gewandert. Ditzen schauderte. Aber den Brief an Suse würde er trotzdem noch abschicken, dachte er schwach. Der ewige Abiturient.

## -----***Der Roman***

Georg Klaren klappte die Mappe zu und warf sie auf seinen Schreibtisch. Er seufzte vernehmlich. Immer der gleiche Mist. Traumatisierte Heimkehrer, zerrüttete Ehen. Alle Autoren waren von einer seltsamen geistigen Lethargie befallen. Klaren nahm seine Brille ab und putzte sie energisch, als könne er die Texte vor ihm dadurch besser machen.

Er wollte Filme machen, die sich gegen den Bürokratismus wendeten oder sich mit dem Schicksal der modernen berufstätigen Frau beschäftigten. Stattdessen bekam der Chefdramaturg der DEFA immer wieder die gleichen Stoffe auf den Tisch: Heimkehrerprobleme. Er selbst hatte diese Problematik nie kennengelernt, er war nicht als Soldat im Krieg und nie emigriert. Er hatte seine Tochter und seine erste Frau, eine Jüdin, nicht schutzlos den Nazis ausliefern wollen. 1940 hatte er seine Frau fast ein Jahr lang in einer kleinen Dachgeschoßwohnung in Spandau versteckt gehalten. Frau und Tochter hatte er damit gerettet, die Ehe nicht. Klaren hielt seine Brille gegen das Licht und begutachtete sie, da klopfte es. Das konnte auch nichts Gutes sein, dachte sich Klaren und stieß ein trotziges „Ja“ aus. Hans Klering steckte den Kopf zur Tür rein. „Eine gute, eine schlechte Nachricht, welche zuerst?“

„Zuerst die Schlechte, davon habe ich eh den ganzen Schreibtisch voll.“

„Immer noch nichts Gescheites dabei?“

Klaren winkte ab. „Ich finde mich nicht zurecht, ich kenne meine Frau nicht mehr, meine Frau kennt mich nicht mehr, die Kinder sind mir fremd, die Menschen sind mir fremd. Dazwischen Erinnerungen an die grausame Ostfront ... Selbstmitleid in allen Variationen.“

Klering presste die Lippen aufeinander. Er hätte gar nicht fragen sollen, dachte er.

„Also, die schlechte Nachricht: Kästner kommt nicht. Er arbeitet jetzt für die Amerikaner, weil, Achtung: Pommer zurückgekehrt ist.“

„Sowas habe ich schon befürchtet“, sagte Klaren.

„Dafür wird Fallada wohl für uns arbeiten, er kommt heute Nachmittag rein.“

Klaren schaute Klering mit gerunzelter Stirn an. „Und *das* ist die gute Nachricht?“

Klering schmunzelte. „Jetzt mal nicht so negativ, lieber Klaren. Naja, wenn Sie so wollen, die gute Nachricht ist, daß Lindemann Dymshitz mehr Geld für uns aus den Rippen geleierte hat. Volkmann meint, die Russen hätten ihm einen Waschkorb voller Geldscheine hingestellt. Unsere russischen Freunde haben wohl erkannt, daß wir jetzt auf die Tube drücken müssen, bevor Schauspieler und Regisseure in die anderen Zonen abwandern.“

„Und Fallada schreibt uns jetzt dieses Widerstands-drama, oder wie?“

„Das werden wir ihm vorschlagen. Er weiß noch nichts von seinem Glück. 15 Uhr kommt er.“

Klering nickte nochmal kurz, dann verschwand er.

*Unsere russischen Freunde*, dachte Klaren befremdet. Was hatte er eigentlich mit den Russen zu schaffen? Die waren nicht gerade zimperlich gewesen, als sie in Berlin einmarschierten.

Auch daß mit Fallada sah er mit sehr gemischten Gefühlen. Er konnte sich noch gut an den *Eisernen Gustav* erinnern. Die Kollegen bei Tobis waren damals nahe an einem Nervenzusammenbruch gewesen, weil Fallada ihnen statt eines stringenten Drehbuchs einfach ein 1000-seitiges Manuskript vor die Füße geworfen hatte und dann so störrisch war, das Ganze nicht selbst auf ein erträgliches Maß zu kürzen. Aus der Verfilmung war dann auch nie was geworden.

Klaren seufzte wieder. Da würde viel Arbeit auf ihn zukommen. Naja, immer noch besser als diese Heimkehrersülze.

Ditzen kam pünktlich zum Treffen in der Krausestraße an. Aber ihm war ganz und gar nicht wohl bei der Sache. Das Thema Film war für ihn auf alle Zeit mit dem *Eisernen Gustav* verbunden. Er hatte sich damals von Goebbels und der Filmindustrie so unter Druck gesetzt gefühlt. Einerseits wollte er daher nichts mehr mit dem Film zu tun haben, andererseits wußte er, daß hier gut gezahlt wurde. Und Geld konnte er wahrlich gebrauchen.

Ulla hatte eine Fehlgeburt gehabt und er hatte sie ins Krankenhaus bringen müssen. Sie kam einfach nicht mehr auf die Beine. Sie hatte die ganze Zeit über Erbrechen geklagt. Das war so gar nicht ihre Art, und sie war ja auch nicht zum ersten Mal schwanger.

Mit dem Geld von den Filmleuten wollte er sie in den Kuranstalten bei Zutt unterbringen, bis sie vollständig genesen war. Vielleicht kam sie ja doch noch von diesem Teufelszeug los. Sie war doch noch so jung!

Von den drei Herren in der Sitzgruppe erkannte er zwei, die waren auch bei diesem Treffen im vergangenen Winter im Adlon dabei gewesen. Der mit dem schmalen Gesicht und den zurückgekämmten Haaren und der Jüngling mit dem hübschen Gesicht. Aber an die Namen konnte er sich nicht mehr erinnern. Der Typ mit dem schmalen Gesicht schien der Chef zu sein.

„Schön, daß Sie kommen konnten, Herr Fallada“, sagte Klering. Der Jüngling lächelte freundlich, der dritte Mann, rundes Gesicht, Brillenträger, nickte stumm.

„Ich freue mich auch“, sagte Ditzen, obwohl niemand gesagt hatte, daß er sich freue.

Niemand erwiderte etwas. Stellen sich diese Filmtypen denn gar nicht vor? Ditzen nickte und wartete. Die Stille war nicht unangenehm, eher amüsant. Aber Ditzen wollte es hinter sich bringen.

„Ich würde Ihnen gerne ein Buch über einen jungen Mann schreiben, der aus dem Osten nach Berlin kommt und ...“ Ditzen blickte auf und hielt inne. Der Brillenträger schien ernstlich erschrocken, der mit dem schmalen Gesicht hob abwehrend die Hände. Er hatte noch nicht mal seinen ersten Satz zu Ende gesprochen, staunte Ditzen.

„Wir sind an der Akte Klabautermann interessiert“, sagte Klering jetzt unumwunden.

Ditzen war nicht ganz bei der Sache. Er grübelte noch, was an dem Satz falsch gewesen sein könnte.

„Die Akte Klabautermann? Was soll das sein?“, fragte er geistesabwesend.

Klaren grummelte. *Das kann ja heiter werden.* „Sie haben im vergangenen Jahr schon einen kleinen Aufsatz darüber geschrieben“, half Klering jedoch geduldig.

*Ein junger Mann, der aus dem Osten nach Berlin kommt*, sinnierte Ditzen ohne auf Klering zu achten. Wie mußte er es anstellen, daß er dieses Heimkehrerdrama schreiben durfte? Er wußte ja, daß die Filmleute gut bezahlten.

Klaren schaute zu Klering, der schaute zu Lindemann. Der DEFA-Geschäftsführer zuckte unbewußt die Schultern. Die Idee, den Stoff über diesen Gestapo-Irrsinn zu verfilmen, war von Maetzig gekommen. Der hatte den Aufsatz seinerzeit ge-

lesen und sich jetzt daran erinnert. Das könnte ein schönes Widerstands-drama werden, hatte er gesagt und in der vergangenen Woche über die *Tägliche Rundschau* den Kontakt zu Fallada hergestellt. Da jetzt alles so schnell gehen mußte, hatte Lindemann gar nicht mehr mit Maetzig gesprochen, inwieweit Fallada überhaupt im Bilde war.

Klering war offiziell der Künstlerische Leiter der DEFA, aber eigentlich für das Finanzielle zuständig. Der Prokurist hatte auch Kontakt zu Otto Winzer und der hatte durchblicken lassen, daß es um Fallada derzeit nicht eben gut bestellt war. Das fehlte ihnen gerade noch, kaum Stoffe, keine Zeit und dann auch noch ein nicht zurechnungsfähiger Autor.

Klaren sah das hingegen ganz pragmatisch. Wenn der nicht mal weiß, worum es geht, wird er mir bestimmt keine 1000 Seiten auf den Tisch knallen. Er war fast gut gelaunt ob dieses verwirrten Auftritts von Fallada.

Ditzen erwachte aus seinen Träumereien. Er bemerkte, wie ihn die drei Männer aus der Sitzgruppe heraus unverwandt musterten.

„Verzeihung, meine Herren, wo waren wir stehengeblieben?“

„Der Aufsatz in der *Täglichen Rundschau*. Sie wollten darüber einen Roman schreiben. *Im Namen des Deutschen Volkes*. Daran sind wir auch interessiert. Sehr interessiert“, sagte Lindemann und kam sich wie ein Arzt vor, der mit einem Amnesie-Patienten spricht.

„Ach, das meinen Sie. Die Geschichte über das Arbeitererehepaar“, dämmerte es Ditzen, der unwillkürlich noch weiter zusammensackte. Er war sehr enttäuscht. Wie kamen die jetzt auf diese alte Geschichte?

„Ehrlich gesagt, ich will das nicht schreiben ...“ Ditzen schaute seine Gegenüber an, so als würden die den Satz vollenden. Doch die drei Herren blieben stumm. „Der Stoff behagt mir nicht. Das ist zu trocken, niemand will das lesen. Das taugt vielleicht für 20 Schreibmaschinenseiten, aber nicht für einen Roman von 400 Seiten.“

„Wir brauchen auch gar keine 400 Seiten“, beeilte sich Klaren zu sagen und dachte sich: Wenn der 400 schreiben soll, schreibt er ja gleich 800. „Wir brauchen nur eine gewisse Dramaturgie und vielleicht ein Ende, das ein bißchen Hoffnung macht.“

„Aber das ist es ja, da ist ja nichts drin, keine positiven Figuren, keine Jugend.“

„Aber gerade aus dieser Düsternis lässt sich doch vielleicht ein Lichtstrahl am Horizont einbauen, oder?“, versuchte es Klaren erneut.

Wer war denn dieser Mann mit dem runden Gesicht überhaupt?, fragte sich Ditzen. Auf alle Fälle ein Österreicher, das hörte man gleich.

Klering war etwas unwohl. Er sah wenig Sinn darin, Fallada in Richtung dieses Auftrags zu schubsen. Es war wenig Zeit, daher brauchte es für das Projekt einen hochmotivierten Autor.

Klering lugte in Richtung Lindemann, ob der vielleicht mal das Wort ergreifen würde. Lindemann nahm den Blick auf. Er räusperte sich. „Die Aufarbeitung der faschistischen Vergangenheit liegt der DEFA und der Zentralstelle für Volksbildung sehr am Herzen. Wir wollen etwas Großes aus dem Stoff machen, Herr Fallada. Wir sind daher auch gewillt,

dafür ordentlich zu zahlen. Aber dazu müßten wir ganz sicher sein, daß Sie auch wirklich hinter dem Projekt stehen“, sagte Lindemann.

„Was heißt denn ordentlich zahlen, über welche Summe sprechen wir?“, biss Ditzen an. Und ewig lockt ihn das Geld.

„Wenn Sie uns bis Anfang Dezember ein fertiges Manuskript liefern, ist uns das 50000 Mark wert“, sagte Lindemann und staunte, wie leicht ihm die große Zahl über die Lippen kam.

Ditzen schluckte. „Das sind nur zwei Monate“, sagte er eher zu sich selbst, denn die andere Zahl beschäftigte ihn viel mehr. Mit 50000 Mark wäre er viele seiner Sorgen erstmal los. Vielleicht würde er sich ja an den Nebenfiguren erwärmen können. Vielleicht baute er die Geschichte, die er im Kopf hatte, noch mit ein. Würde sie diesen Filmleuten einfach unterjubeln.

„Ich werde keine Zeit haben, unterdessen etwas anderes zu schreiben.“

Klaren runzelte die Stirn, aber Klering wußte gleich, worauf Fallada hinaus wollte.

„Wir können ihnen einen Vorschuß von 5000 zahlen.“

Der Schriftsteller wand sich etwas, schaute auf seine Schuhe. „Mit 5000 komme ich nicht weit.“ Er blickte auf. Hatte er das jetzt laut gesagt? Dann kam ihm eine Idee. „Kann ich die steuerfrei bekommen?“

Klering zog die Brauen hoch, Klaren warf Lindemann einen vielsagenden Blick zu. Dieser Fallada war eine Nummer. Feilscht hier wie ein Schieber, dachte sich Klaren. Klering sah das wohl ähnlich, sein Tonfall war leicht empört. „Herr

Fallada, wir sind die DEFA, kein Nachtclub.“ Der Angesprochene zeigte keine Regung.

„Aber wenn es der Sache dienlich ist, sind wir auch bereit, vorab 10000 Mark zu zahlen“, legte Klering nach. Klaren fragte sich, wie viel Geld wohl in einen Wäschekorb passt.

Der Schriftsteller war noch immer nicht überzeugt, fühlte sich überrumpelt. Da muß doch was faul sein, wenn die mir so viel Geld zahlen wollen.

Lindemann räusperte sich, sagte aber nichts.

Ditzen schaut die drei an. Wie Gauner sahen sie nicht aus. 50000 Mark für einen Hoffnungsschimmer am Horizont, sinnierte er.

„Ja, also gut“, sagte er schließlich, obwohl ihm trotz des vielen Geldes noch immer unwohl bei dem Gedanken daran war, sich wieder mit den Filmleuten einzulassen. „Aber ich schreibe kein Drehbuch, ich schreibe einen Roman“, wehrte er sich noch schwach.

Lindemann nickte, Klaren blieb ganz unbewegt.

„Wir müssen nur auf dem Abgabetermin Anfang Dezember bestehen“, betonte Klering.

Ditzen nickte stumm. Klaren war zufrieden. In den zwei Monaten konnte der Mann ja höchstens 200 Seiten schreiben und selbst das schien ihm schon hochgegriffen, wenn er sich das dürre Männchen so anschaute.

„Gehen wir doch in mein Büro und setzen rasch einen Vertrag auf“, sagte Klering.

Auf dem Weg in Klerings Büro war Ditzen zumute, als sei er gerade bei einem Kaufvertrag übers Ohr gehauen worden. Es fühlte sich nicht richtig an. Er hatte doch nach diesem

missglückten Buch über den Alpdruck wieder etwas Großes schreiben wollen. Einen Roman, für den er sich auch selbst begeistern konnte. Ein guter Roman mußte in seinem Inneren wachsen und nicht von außen hergetragen werden. Stattdessen schielte er wieder einmal nur nach dem Geld und mußte sich jetzt mit diesem trübseligen Arbeiterhepaar befassen. Zwei ältliche Leute, ohne Anhang, ohne Kinder, ohne Freunde. Sie schrieben zwei Jahre lang nur Postkarten, wurden dann erwischt und hingerichtet. Was soll das für ein Roman sein?

In Klerings Büro angekommen, schob ihm der Prokurist einen Stuhl unter. Klaren hatte sich an der Sitzgruppe verabschiedet, Lindemann dagegen war nur kurz verschwunden, um noch einen dritten Stuhl zu organisieren. Er setzte sich ebenfalls vor den Schreibtisch, neben Ditzen. Vielleicht, um dem Schriftsteller ein wenig Beistand zu signalisieren.

Klering hatte ein vorgefertigtes Papier in die Schreibmaschine eingespannt und begann nun zu tippen, Frau Wergel, die Sekretärin, hatte heute leider frei. Ditzen hörte das Klackern der Maschine und fühlte sich wie in einem Verhör-raum. Den Blick hielt er gesenkt, als hätte er gerade seine Tat gestanden und dächte verschämt über seine Sünden nach.

„Ich trage den 2. Dezember als Abgabetermin ein, das ist ein Montag“, sagte Klering.

Ditzen schaute auf und stutzte. Sein Blick ging an Klering vorbei.

„Herr Fallada?“, fragte Lindemann nach, weil der sich nicht rührte und mit offenem Mund an die Wand hinter Klering starrte.

„Die kenne ich“, brachte Ditzen jetzt hervor.

Klering schaute sich um. Sein Blick fiel auf das neue Plakat zum Film *Die Mörder sind unter uns*, der im kommenden Monat Premiere feiern würde. „Klar kennen Sie die ... das ist ...“

„Nein, nein, ich meine, die hat bei uns gewohnt.“

Klering und Lindemann schauten sich verwundert an.

„Hildegard Knef hat bei ihnen gewohnt?“, staunte Lindemann, der das aber für ein Missverständnis hielt. Ditzen starrte noch immer auf das Plakat und las, was dort stand. *Regie: Wolfgang Staudte Darsteller: Hildegard Knef (Susanne Wallner) Ernst Wilhelm Borchert (Dr. Mertens) Erna Sellmer (Frau Brückner)*.

„Wir haben zusammen in der Küche gesessen, in der Meraner Straße“, sagte Ditzen, der noch immer das Plakat musterte.

„Das ist erstaunlich“, sagte Klering, weil ihm nichts Besseres einfiel. Lindemann zuckte die Schultern.

„Die ist doch noch so jung“, sagte Ditzen.

„Aber sie ist gut. Die Kleine macht Karriere, die geht nach Hollywood“, sagte Klering und wunderte sich über die Begeisterung in seiner Stimme.

„Nach Hollywood“, echote Ditzen und sprach den Ort aus wie ein Fremdwort, das er nicht kannte, aber schon mal gehört hatte.

Auf dem Heimweg war Ditzen nachdenklich. Das war schon seltsam. Da hatten sie beide gemeinsam in dieser Küche in Schöneberg gesessen, und jetzt ging die Kleine nach Hollywood und er ... Er arbeitete für die Russen. Sie für die Amerikaner, ich für die Russen. Am selben Küchentisch hat-

ten sie gegessen. Diese kahle, aber irgendwie doch heimelige Küche. Was wohl diese Pesoke machte? *Kleines* hatte sie immer zu ihr gesagt. Wie hieß sie jetzt nochmal? Ihren Namen hatte er schon wieder vergessen. Hatte er sich überhaupt mal ernsthaft mit ihr unterhalten? Dieser verfluchte Krieg. So schmal und schüchtern hatte sie auf dem Stühlchen gesessen, und jetzt ging sie nach Hollywood, hatte der eine Filmfritze gesagt. Das mußte er Ulla erzählen. Nach Hollywood. Das Leben ging doch irgendwie weiter. Ditzen ging ein bißchen zügiger.

Am 30. September 1946 begann Ditzen mit seinem Roman über das Arbeiterehepaar aus dem Wedding. Er tat es aus Pflichtgefühl und weil er die Ruhe in dem großen Haus genoß. Ulla lag im Krankenhaus, Uli war in der Schule, die neue Haushälterin, Frau Hermann, kam immer erst gegen Mittag.

Noch immer war Ditzen nicht von dem Stoff überzeugt. Er fühlte sich wie ein Nichtschwimmer, der bei tosender Brandung ins offene Meer stakst. Wenig zuversichtlich begann er, erste Figuren zu entwerfen. Seinen Aufsatz aus dem vergangenen Jahr schaute er sich dafür gar nicht mehr an. Es mußte doch etwas Jugend und Liebe in dem Buch vorkommen. Und er wollte auf alle Fälle starke Frauen in dem Buch haben. Unter den Nazis waren die Frauen immer nur Beiwerk gewesen, das wollte er jetzt korrigieren. Frauen waren doch die humaneren Geschöpfe. Er würde seinen Roman also mit einer Frau beginnen. Wo spielte das noch gleich? Im Wedding? Der Wedding lag jetzt im französischen Sektor, das ging nicht. Das mußte schon im russischen Sektor sein. Irgendein ruhiges Arbeiterviertel. Ditzen überlegte. Ein Arbeiterviertel im

russischen Sektor? Ja, genau, er würde das Ehepaar am Prenzlauer Berg wohnen lassen.

Diese Frau Hampel hatte ihren Bruder verloren im Krieg. Aber das schien ihm zu schwach. Ditzen dachte an seinen Bruder Uli, der im Krieg gefallen war. Welch schmerzlicher Verlust das für ihn und seine Eltern gewesen war. Ein Schmerz, der immer dumpf da war, eine Lücke, die nie mehr zu schließen war. Diese Hampels mußten gemeinsam an etwas leiden. Sie würden ihren Sohn im Krieg verlieren. Für Hampel mußte er auch noch einen anderen Namen finden. Ditzen tastete sich in die Geschichte hinein. Vielleicht würden ihm die Nebenfiguren ein bißchen Lust auf die Arbeit machen, ein bißchen Trost spenden.

Schon nach wenigen Seiten merkte Fallada, wie er in Fahrt kam. Endlich konnte er wieder richtig düstere und fiese Schufte entwerfen. So etwas durfte er ja unter den Nazis gar nicht. Wie ihm das gefehlt hatte!

Fast mußte er sich ein bißchen bremsen am ersten Tag. Er wollte seine Maxime, das Pensum Tag für Tag zu steigern, beibehalten. Fallada schrieb wie immer mit der Hand. Nur so konnte er sich in einer Geschichte verlieren, wie von selbst schreiben, zwanghaft schreiben. Er begann den ersten Arbeitstag mit vier Druckseiten, am zweiten Tag wurden es schon sieben, am dritten acht. Als das erste Kapitel fertig war, frohlockte er: Das erste Kapitel ist wie der Eingang zu einem Haus, steht man erst in der Tür, ist alles ganz einfach, man braucht nur noch weiterzugehen, dachte Fallada und wunderte sich. Da hatte er den Stoff die ganze Zeit abgelehnt, aber sein Hirn hatte wohl still und heimlich an der Geschichte

herumgekauert. Dieser Hampel, das würde sein *kleiner Mann* werden. Ein kleiner Mann, der sich gegen die Maschinerie des Staates auflehnt. Eine Figur, die man irgendwie liebgewinnt, die aber zum Scheitern verurteilt ist.

Fallada begann nun schon morgens um fünf zu arbeiten und schrieb fast den ganzen Tag. Abends freute er sich, wenn er penibel genau in seinen Arbeitskalender eintragen konnte, wie viele Seiten er geschafft hatte. 15, 18, 20, stand da bald.

Denn Fallada schrieb, als gebe es kein Morgen. Wie in früheren Zeiten vergaß er die wirkliche Welt und erschuf sich in seinem Arbeitszimmer in Niederschönhausen seine eigene. Das erste Urteil in den Nürnberger Prozessen fiel, da ließ Fallada den Barkhausen einbrechen. Bechers Essayband *Erziehung zur Freiheit* erschien, Fallada erweckte zwei fiese SS-Männer zum Leben. Es gab endlich wieder Schrippen in Berlin, Fallada entwarf den Richter Fromm und dachte dabei an seinen Vater. Die Tiergartenteiche wurden entschlammt, Fallada beschrieb die Abholung der Jüdin Rosenthal. Hermann Hesse erhielt den Literaturnobelpreis, Fallada ließ seinen kleinen Mann die erste Karte ablegen. Die Pesoke arbeitete nun als Schneiderin und nähte Bettbezüge zu Hosen um, Fallada entwarf den guten Kommissar Escherich. *Die Mörder sind unter uns* wurde unter Begeisterungstürmen uraufgeführt, Fallada ließ den kleinen Mann jetzt zwei Karten pro Woche schreiben. Der Parteidogmatiker Alfred Rosenberg wurde hingerichtet, Fallada gab zwei weiblichen Figuren den Vornamen seiner ersten Frau. Zuckmayers Roman *Des Teufels General* erschien, Fallada ließ den kleinen Enno Kluge verhören. Die SED feierte den sowjetischen Staatsfeiertag, Fallada

entwarf die Erpressung der Frau Häberle. Thomas Mann ließ sich in Chicago wegen seiner Lungenkrebserkrankung behandeln, Fallada erschuf den kleinen Kuno-Dieter. Von der Welt da draußen bekam er nichts mit. Brauchte er nicht. Er hatte die Gesellschaft seiner Figuren.

Fallada schrieb mehr, als seine Hände hergaben. Wie hatte sein Lektor Kurtz, dieser verhinderte Künstler, gesagt? *Schreiben ist Kunst, Arbeit ist Handgelenk.*

Wenn es nur nicht so verflucht kalt wäre. Der Herbst war eisig kalt, wie würde wohl erst der Winter werden? Neun Grad waren es nur im Haus, und das im Oktober! Aber die Kohle für das große Haus mußte gut eingeteilt werden. Man konnte doch nicht bereits im Oktober heizen! Wenigstens der Cognac, den er schon frühmorgens trank, wärmte ihn ein bißchen. Fallada rieb sich die steifen Finger. Ob sie warm werden, wenn ich Cognac drüber gieße?, fragte sich Fallada. Meinen Magen wärmt er ja auch. Andererseits, schade um den schönen Cognac. Er nahm noch einen Schluck. Wie ihm der Cognac die Kehle runterrann, mußte Fallada daran denken, wie er am 1. Mai die Natronlauge in sich hatte reinschütten wollen. Fünf Monate war das jetzt her. Fallada schüttelte den Kopf. Wieder hatte er versucht, sich umzubringen. Dabei wollte er doch leben. Er wollte schreiben, er war doch zum Geschichten erzählen geboren. All die schönen Geschichten, die er aufgeschrieben hatte. Aber da waren seine Hände noch nicht so gebraucht gewesen. Im Moment ging es echt nicht.

Fallada stand auf und schlurfte ins Erdgeschoß an den Ofen. Er legte die Hände ans Ofenrohr und stellte sich vor, der Ofen wäre an. Er war ganz enttäuscht, als er die Kälte

des gußeisernen Metalls spürte. Er betrachtete wieder seine Hände, mit denen er in den zurückliegenden Jahrzehnten so viel geschrieben hatte. Schulaufsätze, Liebesbriefe, Bilanzen. Mit diesen Händen hatte er Zahlen frisiert. Korrespondenzen, Romane und immer wieder Romane geschrieben. Jetzt ließen ihn seine Werkzeuge im Stich, dabei sprudelten doch seine Ideen, seine Figuren sprachen unablässig mit ihm, sie wollten weiter! Da waren Seitenstränge und Dialoge in seinem Kopf, die mußten raus! *Du hör mal Ede, weefste hier nich wen, bei den du Zigaretten krichst? Aber Tabakkarte hab ick keene.*

In die Akte Klabautermann schaute er gar nicht mehr rein, daß das Ende fehlte, merkte er nicht. Er hatte seine Geschichte im Kopf, in die Hand mußte er sie bekommen, dann aufs Papier. Selbst wenn es mit dem Schreiben überhaupt nicht mehr ging, steckte er weiter in der Geschichte fest. Er versuchte sich in diesen Quangel, wie er ihn jetzt mal genannt hatte, hineinzusetzen: Welche Ängste der ausstehen mußte. Fallada dachte zurück an die Zeit in Berkenbrück, als ihn die SA abgeholt hatte. Mit zehn Mann hatten sie das Haus umstellt. Die stundenlangen Verhöre dann in seinem Arbeitszimmer, der schmachvolle Abtransport nach Fürstenwalde. Erst im Untersuchungsgefängnis erfuhr er, weswegen er verhaftet worden war. Verunglimpfung des Führers und Verkehr mit unzuverlässigen Leuten. Dabei hatte er nur mitgelacht, als Ernst von Salomon sich über die Nazis lustig gemacht hatte. Seine Nachbarn hatten ihn denunziert. Elf Tage lang wurde er festgehalten. Der Telefonanschluß in Berkenbrück gekappt, die Post abgefangan. Elf Tage lang immer wieder Verhöre. Bis

endlich Rowohlt einen nazifreundlichen Anwalt besorgt und ihn rausgepaukt hatte.

Aber danach war es fast schlimmer geworden. Dieser Verfolgungswahn und die unerträgliche Nähe zu den Denunzianten. Er floh mit Suse und Uli nach Berlin in die Pension Stössinger. Aber auch da fühlte er sich immerzu verfolgt und dachte ständig, er würde gleich abgeholt. Er wußte, wie sich dieser Quangel fühlen mußte. Diese latente Angst, die sickernde Ungewissheit. Fallada mußte an ein Zitat von Flaubert denken. *Gefühle hat jeder, darüber schreiben muß man können.*

Wenn die Figuren schliefen, schrieb er Briefe. Kurtz, der das Buch gemeinsam mit Wiegler lektorieren sollte, bat er schon am 5. Oktober um mehr Papier.

Kurtz dachte zunächst, Fallada wolle das Papier zum Heizen missbrauchen, bis er weiterlas. *Ich merkte schon beim ersten Anschreiben, daß es wieder mal kein kleiner Roman wird, sondern ein Wälzer, den ich auf etwa 600 Seiten taxiere. Gott, was werden die sich freuen bei der DEFA.*

Kurtz grunzte und rief Becher an. Er machte sich eine Freude daraus, ihn erstmal zappeln zu lassen.

„Dein Fallada will mehr Papier.“

Becher brummte. Weniger ob dieser Aussage, sondern weil er daran denken mußte, wie auch der Anrufer vor ein paar Wochen *sein Kurtz* gewesen war. Warum gehören alle Problemfälle mir, dachte sich Becher.

„Hat er auch gesagt, wofür?“

„Na für den großen Roman, den er gerade schreibt.“ Kurtz hielt den Tonfall bewußt ironisch, um Becher weiter zappeln zu lassen. Dann fiel ihm auf, daß er selbst ja auch nicht

mehr hatte als diesen Brief, in dem Fallada von einem Wälzer schwadronierte. Er lehnte sich also besser nicht zu weit aus dem Fenster.

„Hat er denn schon was vorzuweisen?“

„Also pass auf, er hat hier noch nichts abgeliefert, aber ich habe ein gutes Gefühl. Er hat einen Brief geschrieben. Warte.“

Kurtz nahm den Brief zur Hand und las ihn Becher vor.

Becher lächelte. Auch er hatte nun ein gutes Gefühl, obwohl er überhaupt nicht mehr glauben konnte, daß Fallada jetzt wirklich einen Roman schrieb, der Deutschland helfen würde. Aber es freute ihn zumindest für den Menschen. Es mußte ihm besser gehen, wenn er sich derart euphorisch äußerte. Becher bedankte sich bei Kurtz und hängte ein. Zu schade, daß Willmann gerade in Frankfurt auf einem Kongress weilte, die Neuigkeit hätte er ihm gerne unter die Nase gerieben. Aber Lilly könnte er doch anrufen, dachte er sich erfreut, ließ es dann aber sein. Das würde er ihr zu Hause erzählen, damit konnte er eine größere Wirkung bei ihr erzielen, als mit einem beifallheischenden Anruf.

Fallada schrieb seiner Schwester Elisabeth Hörig, die für ihn ein wandelndes Lexikon war. Er brauchte ihre Hilfe. *Ich weiß nicht mehr, was an großen Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen zwischen '40 und '42 geschah.*

Seiner Suse in Carwitz gaukelte er in einem Brief eine heile Welt im Eisenmengerweg vor. Gut gelaunt war er tatsächlich. *Man gewöhnt sich an alles, auch an das Eierlegen, wenn der Hintern am Eis festbackt.*

Im Schreibrausch vergisst Fallada die frostigen Temperaturen, seine starren Hände und seine angeschlagene Ge-

sundheit. Die Geschichte wächst, seine Gesundheit schwindet. Er merkt es nicht in seiner rauschenden Euphorie. Er hat immer geschrieben, um zu vergessen. Geschrieben, um die Hänseleien in der Schule auszuhalten, geschrieben, um seinen kümmerlichen Alltag mit den Finanzproblemen zu verdrängen, geschrieben, um seine Zeit im Knast zu überstehen, geschrieben, um den Krieg nicht an sich ranzulassen. Diesmal vergaß er beim Schreiben seine angeschlagene Gesundheit.

Nur 24 Tage braucht Fallada, um seinen Roman niederzuschreiben. 24 Tage für 550 Druckseiten. *Ich fühle mich puppenlustig*, schreibt er nach Carwitz, nachdem er das Manuskript an den Verlag geschickt hat. *Ich glaube, es ist seit Wolf unter Wölfen wieder der erste richtige Fallada geworden.*

## -----**Epilog**

Es war kühl geworden am Grau-du-Roi. Alfonse Payette klappte das Buch zu und strich behutsam über den Buchdeckel. Ihn fröstelte trotz seiner Strickjacke. Er nahm sein leeres Glas vom Tisch und ging nach innen. Dort legte er das Buch auf den Couchtisch und schenkte sich noch ein Glas Rotwein ein. Kurz überlegte er, die Abendnachrichten einzuschalten, doch dann zog es ihn zurück an den Couchtisch. Er setzte sich und nahm das Buch nochmal zur Hand. Er schlug es auf, schaute nach, wann es erschienen war. 7. Auflage, Berlin 1953.

Das Buch stammte aus dem Nachlass seines Großvaters. Es war eines der wenigen belletristischen Bücher, die Opa

Rousel ihm hinterlassen hatte. Die meisten der alten Schinken in seinen Regalen waren Bücher über griechische und römische Geschichte und über den Zweiten Weltkrieg. Er hätte das Buch wohl trotzdem nie mit ins verlängerte Wochenende genommen, wenn die Lieferung von Gallimard rechtzeitig eingetroffen wäre. Was für ein glücklicher Zufall. Payette blätterte weiter und las das erste Kapitel wieder an. Er erinnerte sich daran, wie er das Buch vor vier Tagen ohne große Erwartungen zur Hand genommen hatte. Das Buch eines Deutschen, dessen Name ihm nichts sagte. Einzig die Tatsache, daß sein Großvater dieses Buch all die Jahre aufgehoben hatte, hatte ihn neugierig gemacht.

Jetzt wünschte er sich, er könnte diese fesselnde Geschichte noch einmal zum ersten Mal lesen. Wie hatte dieses tolle Buch nur so in Vergessenheit geraten können?

Als er zwei Tage später zurück in Paris war, begann Payette zu recherchieren. Der Verleger ließ sich alles zusammenstellen, was über die Begleitumstände des Buches in Erfahrung zu bringen war. Das war zunächst nicht viel, aber seine Mitarbeiter kannten auch weder den Roman, noch den Autor und wußten nicht recht, worauf ihr Chef da hinaus wollte. Das wußte er eigentlich selbst nicht. Jedenfalls hatte das Buch nach seiner Veröffentlichung 1947 einige Auflagen im In- und Ausland erlebt. In Deutschland aber war es hauptsächlich kritisiert worden. Ein *Zuhälterroman mit politischem Aufputz*, war die schlimmste Kritik, auf die Payette bei seiner Recherche stieß. Der politischen Führung damals in der sowjetischen Zone war vor allen Dingen die hölzerne und wenig sympathische Beschreibung der kommunistischen Widerstandszelle negativ

aufgestoßen. Eine Lilly Becher warf Fallada *elendes Versagen* bei dem Versuch vor, revolutionäres Arbeiten zu beschreiben.

Vielleicht war das Buch deswegen erst 1962 erstmals verfilmt worden und das auch noch in der BRD.

Payette fand heraus, daß der damalige Lektor Wiegler viel an dem Roman geändert hatte. Bei allen politischen Aspekten hatte er eingegriffen und auch die teilweise derbe und raue Sprache entschärft.

Payette war sehr überrascht als er erfuhr, daß der Autor selbst die Veröffentlichung seines Romans gar nicht mehr erlebt hatte. Fallada war schon kurz nach der Abgabe des überarbeiteten Manuskripts ins Krankenhaus eingeliefert worden und im Februar 1947 verstorben.

Payette versuchte mehr über diesen Autor herauszufinden. Er staunte, wie viele Biografien es über diesen Fallada gab und wunderte sich, warum er zuvor noch nichts von ihm gehört hatte. Er verstand auch jetzt nicht alles. Fallada war wohl in einem Hilfskrankenhaus in einer alten Schule in Pankow gestorben. *Der ewige Gymnasiast war in einer Schule gestorben!* schrieb ein Biograph. Was sollte das bedeuten? Aber Payette war fasziniert, daß dieser Mann den großen Wälzer kurz vor seinem Tod quasi noch ausgestoßen hatte. Woran war er gestorben?

Der Verleger brachte in Erfahrung, daß Fallada am 6. Dezember 1946 in die Charité eingewiesen worden war. Zwei Wochen danach kam auch seine sehr viel jüngere Frau in die Klinik. Beide waren wohl stark morphiumabhängig. Payette staunte, als er las, daß Fallada sich während des Schreibens abwechselnd mit Alkohol, Kaffee und Morphium gepuscht

hatte. Payette war enttäuscht und doch fasziniert, wie dieser Autor Raubbau mit seinem Körper betrieben hatte.

Aus der Charité waren er und seine Frau rausgeflogen, weil sie wohl Drogen auf die Station geschmuggelt hatte. Der Verleger schüttelte den Kopf.

Payettes Mitarbeiter wunderten sich, was ihr Chef da die ganze Zeit trieb. Die Arbeit am Frühjahrsprogramm war ohnehin schon im Verzug und der Alte betrieb irgendeine Recherche über einen toten deutschen Schriftsteller. Aber Payette konnte nicht anders. Er fuhr auf bei der Anmerkung, daß Fallada fast acht seiner ohnehin nur 53 Jahre in Krankenhäusern, Anstalten und Gefängnissen verbracht hatte. Kein Wunder, daß er so viel Zeit hatte, all diese Briefe zu schreiben. Rund 8000 Briefe soll dieser Mann geschrieben haben, die meisten mit einem Matrizendurchschlag. Auch aus seinen letzten Tagen waren noch Durchschläge erhalten. Da war ein Brief an irgendeinen Geyer, an seine Mutter, an seine Ex-Frau und eine kaum lesbare handschriftliche Notiz an seinen Sohn Uli. Seine Ex-Frau bat er, bloß nicht diesen albernem und zerschnitzelten Alpdruck zu lesen. Die dort gemachten Geständnisse waren ihm vor seiner Ex-Frau offenbar peinlich. Hieß die jetzt Suse oder Anna? Jedenfalls war da der Brief an diesen Geyer ehrlicher. *Wie sie aus der Anschrift sehen, habe ich mal wieder umgeschmissen*, schrieb er ihm zwei Tage vor Weihnachten aus der Nervenklinik der Charité. *Unser kleiner Haushalt am Eisenmengerweg ist aufgelöst, Uli wieder auf dem Weg zu seiner Mutter.*

Die letzte Nachricht an seinen Sohn war etwas traurig, sie war nicht datiert, mußte aber zuvor entstanden sein. *Bitte be-*

*sorge für die beiliegende Karte in dem Geschäft neben der Kommandantur Zigaretten und bring uns doch deine kleine Pfeife für Ulla mit.*

Über diese Ulla war nicht viel zu finden. Sie war wohl vorher schonmal verheiratet und hatte dann noch ein drittes Mal geheiratet und die Urheberrechte und den literarischen Nachlass ihres zweiten Mannes verramscht, um Geld für Drogen zu erlangen. Payette schüttelte erneut den Kopf. Sie war 1958 im Alter von 37 Jahren in Berlin an ihrer Drogensucht gestorben. Die Kosten für die Beerdigung hatte das Sozialamt getragen. Aber am meisten faszinierte Payette ohnehin das seltsame Leben dieses Schriftstellers, der jetzt schon fast 60 Jahre tot war und den er erst seit ein paar Tagen kannte. Am 24. November 1946 hatte Fallada das überarbeitete Typoskript an den Verlag geschickt, am Tag darauf stellte ihm ein Doktor Krupke ein Rezept über Chloralhydrat aus. Ein paar Tage darauf war er laut schimpfend in die Charité eingeliefert worden. Er verlangte Zigaretten, ließ sich nicht beruhigen und handelte schließlich beim leitenden Arzt eine doppelte Ration Scopolamin aus. Aber was hilft das, wenn die eigene Frau ihn heimlich mit Morphium versorgt.

Der Letzte aus seinem Bekanntenkreis, der ihn lebend gesehen hatte, war dieser Geyer gewesen. Er hatte ihn am 4. Februar 1947 nochmal in der Blankenburger Straße in dem Hilfskrankenhaus besucht. Am Tag darauf war Fallada gestorben. Sein Sohn Uli war da längst wieder in Carwitz und hatte von dem Aufenthalt in Niederschönhausen gar nichts gewußt. Payette brummte vernehmlich. Das entbehrte nicht einer gewissen Tragikomik. Der Mann, der *Jeder stirbt für*

*sich allein* geschrieben hatte, war kurz darauf selbst alleine gestorben. In einem Einzelzimmer am Ende des Flurs.

Payette lehnte sich zurück und betrachtete durch die Glasfront seines Büros seine Mitarbeiter im Großraum. Ob sich die alte Fassung von Falladas Roman noch finden lassen würde? Payette griff zum Hörer.

***Ende***-----

Prolog	7
Die Gründung	13
Meraner Straße	25
Schlüter Straße	36
Morphium	40
Verschollen	49
Schwarzmarkt	54
Das Treffen	65
Die Tägliche Rundschau	87
Das Schloßbergtheater	93
Die Akte	99
Der Umzug	109
Die Filmemacher	116
Schwerin	119
Die Kinder	154
Weihnachten	157
Geld	182
Eisenmengerweg	188
Kuranstalten Westend	197
Am Uhufelsen	207
Kalter Krieg	215
Besuch	221
Bei Piecks	232
1. Mai	254
Die Beerdigung	263
Schreibversuche	265

Sommer 46	276
Der Roman	287
Epilog	305
Über den Autor	315

----- **Über den Autor**

Oliver Teutsch wurde 1969 in Frankfurt am Main geboren, lebte danach im Frankfurts Umland. Studierte Politik und hatte in dieser Zeit verschiedene Jobs inne, bevor er seine journalistische Laufbahn bei der Nachrichtenagentur *ddp* (später *dapd*) begann, für die er 13 Jahre lang arbeitete. Zudem freie Mitarbeit bei der *Frankfurter Rundschau* und acht Jahre lang für den *DFB*. Seit 2013 ist er Redakteur bei der *Frankfurter Rundschau* und dort im Lokalen für viele Themen zuständig, von der Justiz bis zur Frankfurter Stadtgeschichte.